

FRANZÖSISCHE KULTUR

Einige Momente der Erinnerung zu Anfang:

Herbst 1988. Mitterrand war wiedergewählt worden, hatte sich in der Stichwahl triumphal gegen seinen Antipoden Chirac durchgesetzt, die neue Regierung unter dem moralischen Hoffnungsträger Michel Rocard war installiert. Das „Volk zur Linken“, das „peuple de gauche“ war (noch) im siebten Himmel. Im Pariser Théâtre du Chatelet fand vor ausverkauftem Haus ein Konzert des legendären, 75 jährigen Charles Trenet statt, der in Form war wie ein junger Gott. Zwei Reihen vor mir der wieder inthronisierte Kulturminister Jack Lang an der Spitze einer Phalanx linker Würden- und Kulturträger. Am Ende halbstündige standing ovations.

Ich hatte von Trenet erst ein gutes Jahr zuvor erstmals gehört, als ein homosexueller Freund auf dem Rückweg von einem Sonntagsausflug ins Grüne in der U-Bahn, erstaunt über meine Unkenntnis dieses Begründers des modernen Chansons, laut vorzusingen anfang. Er unterhielt den ganzen Waggon, trällerte zehn oder zwölf von Trenets berühmtesten Chansons, kannte alle Texte auswendig, und obwohl er kein Meistersänger war, reagierten die anderen Fahrgäste so wohlwollend, als betrachteten sie ihre eigenen Jugendfotos: Es war gemeinsamer Besitz, an den sie da erinnert wurden, kollektives Volkseigentum.

Und ebenso war jenes Konzert eine Feier des Wir, die mir einen wichtigen Aspekt des französischen Selbstverständnisses begreiflich machte: das Bewußtsein von Einheit in Dauer und Kontinuität, dessen Herolde und Repräsentanten die Künstler sind.

Bei Trenets Konzert wurde nicht nur der unverwüstliche Musiker selbst gefeiert, der seinen ersten Hit 1937 gehabt hatte, sondern in und mit ihm der Mythos des anarchischen französischen Chansons schlechthin, von Aristide Bruant bis Serge Gainsbourg, das Freiheitspathos des Volks seit der Volksfront, in deren Jahre Trenets Aufstieg fiel, darüber ausgreifend aber auch der Mythos vom Laizismus und der dritten Republik überhaupt, als dessen momentaner politischer Repräsentant sich an jenem Abend Jack Lang fühlen mochte. Doch damit nicht genug: Mit Volksfront und dritter Republik schimmerte auch die Kommune am Horizont auf, und noch weiter zurück die Revolution selbst. Aber dank dem Charakter von Trenets Liedern öffnete sich der Echoraum des „Wir“ noch tiefer: Zu den philosophischen Freidenkern und libertären Sittenanalytikern zurück, die die Revolution vorgedacht hatten: zu Diderot und Denon hinab und noch ursprungsnäher zum südwestlichen Landsmann Trenets, zum Philosophen Montaigne, zurück auch zu den Urvätern der satirischen französischen

Gesellschaftskritik, zu Rabelais und Moliere und schließlich ganz bis in den Urgrund zu den Troubadouren des Südens und zu Petrarca mit seiner Laura.

Sieben Jahrhunderte eines unvergleichlichen Selbstverständnisses umfaßte dieser Abend, und es spielte für niemanden eine Rolle, was daran nachrechen- und nachprüfbar, was Arbeit am französischen Mythos und was pure Fantasie war. Er schuf ein Wir-Gefühl von solcher Wucht, daß noch der anonymste und unbeteiligste aller Zuschauer nicht anders konnte, als seine reale Condition Humaine zu vergessen und sich als ein Teilchen der nobelsten Tradition der Menschheit zu fühlen.

Rund fünfzehn Jahre später: In Berlin interviewte mich eine Radiojournalistin, feste freie Mitarbeiterin eines deutschlandweiten Kultursenders. Mehr aufgrund ihres Namens als aufgrund ihres Akzents vermutete ich eine Französin in ihr und kam, als dieser Eindruck bestätigt ward, mit ihr ins Gespräch. Sie stammte aus Nanterre, der zum Ghetto verkommenen, einstmals modernen, unter Pompidou entstandenen Mustersiedlung im Schatten von La Défense. Sie war Französin, nicht etwa Migrantin – dieser Unterschied muß ja hierzulande betont werden – wo wir nur „Ausländer“ oder „Inländer“ haben, aber kaum jemand, der schon seit Generationen beides ist. Sie war algerischer Herkunft und ein Problemkind in einer Problemfamilie in einer Problemgegend gewesen.

Sie bat mich, mir die große Granitplatte vor dem Triumphbogen von La Défense vor Augen zu rufen, von der aus man in grandioser Perspektive zur Porte Maillot hinab-, und weiter, jenseits der Pariser Stadtgrenze, die Avenue de la Grande Armée hinaufblickt bis zum Arc de Triomphe. Ein majestätischer Blick, ein Triumphmarsch, ein Fußweg von einer knappen Stunde, das Ziel immer vor Augen.

„Dort stand ich meine ganze Kindheit und Jugend und sah hinüber nach Paris und wußte, daß ich dort nie hinkommen würde, mein ganzes Leben lang nicht“, sagte sie. Gewiß, sie konnte hinüberfahren, sie konnte sich dort bewegen, einkaufen, essen, tanzen, sofern das Geld reichte, aber irgendwann mußte sie immer wieder zurück in ihr Ghetto. Von den Verheißungen der Stadt, der Republik, sind Menschen wie diese junge Frau ausgeschlossen. „Selbst wenn ich meinen Brüdern entkam, die mich, sobald ich das Haus verließ, auf Schritt und Tritt verfolgten, angeblich um meine Ehre zu verteidigen, de facto jedoch, um meine Freiheit zu beschneiden, entkam ich doch nicht meinem Milieu: Von den Gymnasien, die ich besuchen konnte, führte kaum ein Weg an die guten Universitäten, und von dort überhaupt keiner zu der Art von Arbeit, die ich mir erhoffte. Vielleicht für eine von uns unter Hundert.“

Sie war von zu Hause her gehandicapt, von ihrer Herkunft geprägt, von der Gesellschaft abgestempelt, für eine Umlaufbahn zweiter Klasse um das Leben vorgesehen.

Um ihren Traum zu erfüllen, in der und für die Kultur zu leben, mußte sie in ein Land ausweichen, in dem Freiheit und Gleichheit offenbar weiter entwickelt sind: ins Nachwendendeutschland, nach Berlin. Sie jobbte, studierte an der FU, machte Praktika und fand schließlich die Stelle als Literaturkritikerin fürs Radio. Und so fort; außer denen ihrer Begabung und ihres Fleißes sind ihr in Berlin keine Grenzen gesetzt. Die Welt der französischen Kunst und Literatur aber, über die sie ihrem Berliner Publikum berichtet, ist und bleibt ihr verschlossen. Noch immer steht sie in La Défense und blickt ins so nahe und unerreichbare Paris hinüber.

Aix-en-Provence, 2007. Ich bin eingeladen zu einem literarischen Festival, das eine renommierte Schriftstellerin, zugleich Professorin an der örtlichen Universität, seit längerem in ihrer Heimatstadt veranstaltet und an dem jedes Jahr ein Dutzend Schriftsteller, von sehr arrivierten bis jüngeren, erfolversprechenden, auf ein Wochenende voller Vorträge und Diskussionen teilnimmt.

Nach dem offiziellen Teil kommen alle Gäste in der Wohnung der Veranstalterin zusammen, in hohen Räumen eines Stadthauses aus dem 18. Jahrhundert, bei exquisitem Catering. Der Deutsche steht ein wenig verloren unter all diesen Menschen, die sich aus Paris kennen, weil sie über die Verlage oder Fakultäten, in denen sie arbeiten, über gemeinsame Radio- und TV-Sendungen, Abendessen in der Sphäre der Politik, der Wirtschaft, des Journalismus, häufig zusammentreffen – auch die Gattin des Premierministers, Freundin der Hausherrin ist zugegen.

Nun bin ich ja vorgestellt worden, die anderen wissen, wer ich bin, und daher nähert sich mir, offenbar höflich besorgt, den Gast aus dem Ausland nicht auszuschließen, ein Académicien, ein Herr fortgeschrittenen Alters, ein „Unsterblicher“, selbst Schriftsteller und möchte ein Gespräch anknüpfen. Worüber, so mag er sich fragen, redet man mit einem deutschen Autor, wenn nicht über deutsche Literatur. Und so beginnt er denn:

„Nun, Herr Kleeberg, wie positioniert sich dieser Tage die literarische Szene Deutschlands zu Jünger?“

Ich (vollkommen auf dem falschen Fuß erwischt): „Ähm... gar nicht, fürchte ich... Das ist nicht wirklich ein Thema...“

Ich will es nicht weiter breittreten, dass keiner der Anwesenden einen Begriff von deutscher Gegenwartsliteratur hatte oder auch nur, wenn die Rezeption schon in der Generation Jüngers

steckengeblieben war, jemals etwas von Döblin oder Heinrich Mann und kaum etwas von dessen Bruder, noch gar von Arno Schmidt oder Johnson gelesen hatte. Interessanter war die Reaktion, als ich den Spieß umdrehte und (vielleicht provoziert von den sehr klassizistischen, um nicht zu sagen, zutiefst konventionellen literarischen Hervorbringungen der Gäste) nach der Rolle des bedeutendsten französischen Schriftstellers der zweiten Jahrhunderthälfte im gegenwärtigen Diskurs fragte, nach der Stellung des kürzlich verstorbenen Claude Simon. „Ach gehn Sie mir doch weg mit diesem langweiligen Nouveau-Roman-Scheiß!“ scholl es mir entgegen. „Das hat sich doch längst totgelaufen. Das kann doch kein Mensch mehr lesen!“

Und so waren wir quitt: Die französische Literaturszene interessiert sich für den einzigen Schriftsteller, der die französische Literatur über Proust hinausgebracht hat, während der Mainstream immer noch so schreibt, als hätte kein Proust existiert und Standards gesetzt, ebenso wenig, wie die deutsche Gegenwartsliteratur das Werk Ernst Jüngers noch als etwas betrachtet, das für die eigene Weiterentwicklung von Relevanz wäre.

Quitt waren wir aber in einem sehr schiefen Sinne: Während ich keine Lust hatte, mit ihnen über (abgetane) Vergangenheit zu konversieren, hatten sie keine Lust, mit mir über (ungelesene) Gegenwart und Zukunft der Literatur zu diskutieren.

Sie lebten glücklich und auskömmlich in einer heilen französischen Literaturwelt, die sich selbst genug war – einem Echoraum, so groß wie jener, der sich anlässlich von Trenets Konzert aufgetan hatte, einer hermetisch abgeschlossenen Enklave, so unerreichbar für Eindringlinge wie Paris für die junge Journalistin aus Nanterre.

Wie fügen sich nun diese Anekdoten zu einem Blick auf die französische Kultur, zu einer Analyse? Fasse ich meine Erfahrungen zusammen, so handelt es sich um eine Geschichte der Faszination ebenso wie eine der Ernüchterung, der Enttäuschung. Es war Faszination, während ich in Frankreich lebte und mich zu assimilieren versuchte. Mit jedem Jahr aber, das ich länger wieder in Deutschland verbringe und die Kultur des Nachbarlandes von außen sehe, wachsen Ernüchterung und Enttäuschung.

Gerade für einen Deutschen, der aus einem Land extremer historischer und kultureller Brüche und Zäsuren kommt, einem Land, in dem die Kunst meist an der Peripherie der Gesellschaft stand, hatte jener Eindruck, die Kunst, gleich ob Literatur, Musik, Kino oder Malerei, stehe im Zentrum der Gesellschaft, sei ihr Ferment, ihr Stolz, ein Allgemeinbesitz der gesamten Bevölkerung, die Kraft einer Verheißung. So im Diskurs der Polis geborgen zu sein wie ein

Claude Sautet, ein Alain Souchon, ein Patrick Modiano, das mußte, so schien es mir – und scheint es mir noch – die Erfüllung für einen Künstler bedeuten.

Und an der Inszenierung dieser Familiengeschichte – und wer in Frankreich lebt, lernt schnell, daß das Land sich selbst beständig im Rhythmus und Stil einer Soap-opera mit wiederkehrenden Helden und Plots entwickelt – partizipieren zu dürfen, wenngleich nur als Zuschauer und Zaungast, das schuf eine solche Sehnsucht nach und ein solches Gefühl von Zugehörigkeit, daß ich eine Weile die Frage vergaß, ob diese Harmonie zwischen Künstler und Gesellschaft eine Fiktion ist und welcher Preis für sie entrichtet werden muß.

Mit John Ford zu sprechen, ist diese Harmonie die Legende, die gedruckt wird, auch nachdem die Wahrheit über sie ans Licht gekommen ist. Als einen Betrug bezeichnen kann das nur, wer nichts weiß von der Kraft, die Legenden für den Zusammenhalt eines Volks und Staats besitzen. Aber der Preis, der dafür entrichtet wird, ist hoch.

Auf französisch heißt er „Suffisance“, zu deutsch Dünkel oder selbstgenügsame Selbstgefälligkeit, und seine Zinslast droht Frankreichs vormalige Bedeutung zu zerstören. Seit Jahren kommen Innovationen sprachlicher, stilistischer, thematischer Art fast ausschließlich von der Peripherie – von Künstler-Außenseitern mit Wurzeln in den ehemaligen Kolonien oder überseeischen Besitzungen, während der Mainstream unbesorgt und desinteressiert an allem, was außerhalb von Paris geschieht, weiterhin sein Süppchen kocht, ohne zu merken, daß die Kapitale als Hort von künstlerischer Kreativität und Freiheit in Europa längst von Berlin abgelöst ist.

Die Verheißung, die das Land der Menschenrechte einst für viele bedeutete, ist in Jahrzehnten des politischen Opportunismus, Zynismus, der Selbstgerechtigkeit und Kurzsichtigkeit dahingeschmolzen, die französische Sprache schrumpft von der vormaligen Lingua Franca der Intellektuellen im Internet-Zeitalter zum rein lokalen Idiom ohne Strahlkraft. Eine Erneuerung der Künste müßte parallel zu einer politisch-gesellschaftlichen Erneuerung gehen, aber sie wird schneller kommen, weil die innovativen Künstler, anstatt noch das tote Innere der Zitadelle erobern zu wollen, irgendwann beginnen werden, vor ihren Toren eine neue Zeltstadt aufzubauen.